



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sind ja nicht alle von gleichem künstlerischem Wert — eins, wie die junge Königin am Klavier, schmeckt bedenklich nach Töchteralbum —, und über die Wahl mancher Szenen werden wahrscheinlich Eltern und Lehrer ebenso geteilter Meinung sein, wie über den Stil des untergedruckten Textes (z. B. Prinzess Luise am Bette eines Scharlachkranken Dorfkindes, demselben (!) Märchen vorlesend, und ähnl.). Als Ganzes ist das Buch vorläufig ein weißer Rabe in unsrer Bilderbuchlitteratur. Wieviel gutes und schönes ließe sich auf diesem Wege noch schaffen, vorausgesetzt, daß sich nicht ein leichtfertiger Fabrikbetrieb der Sache bemächtigt, daß die geeigneten Kräfte mit Ernst und Liebe zusammenwirken. Heran, ihr „ersten“ Künstler, ihr, die ihr noch etwas mehr könnt als einen „Studienkopf“ zeichnen und ein „Plakat“ entwerfen; ihr, die ihr auch etwas gelernt habt in Geschichte, Landeskunde, Ortsgeschichte, Kunstgeschichte, Kostümkunde — hier ist ein weites, lohnendes Feld für euch! Haltet euch nicht für zu gut, eure Kunst in den Dienst der Jugend zu stellen, denn für die Jugend ist das Beste gerade gut genug.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Staatsgefährlich. Was sich über den Leckertprozeß sagen läßt, das ist ja wohl alles gesagt worden. Wir haben also nur anzugeben, welche Punkte uns am wichtigsten scheinen. Es sind ihrer zwei. Erstens, daß der Oberstaatsanwalt den Ausdruck Nebenregierung, der ja auch in hochangesehenen Blättern gestanden hat, für eine Majestätsbeleidigung erklärt. Darin sehen wir eine Veränderung der Sehrichtung der Anklagebehörde. Ihre Blicke sind bisher so ausschließlich nach links unten gerichtet gewesen, daß sie bedenkliche Erscheinungen in den rechts und weiter oben gelegnen Gegenden nicht bemerken konnte. Schon vor zwei und einem halben Jahre haben wir unsre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß die Beleidigung untergeordneter Beamten so unachtsamlich geahndet werde, während sich das Konfortium Kaliban-Kladderadatsch und seine Verbündeten, die die höchsten Reichsbeamten nicht bloß beleidigten und noch über diese hinauszielten, der vollständigen Immunität erfreuten. Juristen antworteten uns mit der Gegenfrage, ob wir denn nicht wüßten, daß Beleidigungen nur auf Antrag des Beleidigten oder, wenn er ein Beamter ist, seiner vorgesetzten Behörde verfolgt werden können? Darauf haben wir erwidert, daß uns das nicht unbekannt sei, daß uns aber auch eine Anzahl von Fällen bekannt sei (wir könnten den damals erwähnten noch andre beifügen), wo der Staatsanwalt, weil ihm ein öffentliches Interesse vorzuliegen schien, noch vor Stellung des Antrags vorbereitende Schritte that, daß es sich aber bei jenen Angriffen auf die Regierung auch gar nicht um bloße Beleidigungen von hohen Beamten handelte, sondern um systematische Verächtlichmachung des Auswärtigen Amtes, und daß endlich, wo nur guter Wille vorhanden ist, das juristische „Mädchen für alles“, der „grobe Unfugparagraph“, willig zur Verfügung stehe. Wir sind sehr weit davon entfernt, die Denunzianten spielen zu wollen, denn wir halten häufige politische Prozesse für staatsgefährlicher als die Personen,

die darin verfolgt werden, aber wir meinen, daß, wenn man nun einmal auf staatsgefährliche Menschen Jagd machen will, die Hochwildjagd ein nobleres und lohnenderes Vergnügen ist als die auf kleines Wild. Übrigens wollen wir das „staatsgefährlich“ nicht ernsthaft verstanden wissen. Der Vorwärts erinnert an den Halsbandprozeß. Das ist nun Unsinn. Unsere heutigen deutschen Zustände haben mit den französischen vor der großen Revolution nicht die geringste Ähnlichkeit. Um nur einen gewaltigen Unterschied zu erwähnen: Frankreich hatte über hundert Jahre lang unter einer grundlieberlichen Finanzwirtschaft furchtbar gelitten, und wir erfreuen uns seit langem vollkommen geordneter Finanzen und jetzt auch noch des in Überschüssen schwimmenden Miquel, und das ist in unserer materialistischen Welt nicht so unwichtig, wie die Sozialdemokraten und andre — Idealisten glauben mögen. Aber kann man diesen Leuten, die auf den Zusammenbruch warten, wie der Prophet Jonas auf den Untergang von Ninive, solche Phantasien verargen, wenn Herr Harden durchschnittlich aller vier Wochen einmal in der Pose des Propheten Daniel vor den Kaiser hintretend das Mene, Tekel, Upharsin deutet und ihm den baldigen Untergang ankündigt, weil er die „produktiven“ Stände zu Grunde gehen läßt und nicht die Minister bestellt, die die Deutsche Tageszeitung haben will?

Das zweite wichtige Ergebnis ist die Erkenntnis, wie gefährlich ein Institut sei, dessen Mitglieder darauf angewiesen sind, durch Staatsretterei Karriere zu machen, und daher in Versuchung geraten, die Verbrechen, die sie zu entdecken wünschen, selbst zu beschaffen. Diese Erkenntnis war zwar schon längst allgemein verbreitet, aber diesmal, und darin eigentlich nur besteht das Ergebnis, ist sie auch in die Kreise der gebornen Freunde der Polizei, der Nationalliberalen, Konservativen und Freikonservativen eingedrungen. Wir wollen den Staatsmännern von Fach nicht ins Handwerk pfuschen und erlauben uns kein Urteil darüber, ob die geheime politische Polizei entbehrt werden kann oder nicht, d. h. ob ein unsittliches Spioniersystem zu den Grundlagen des Staates gehört; aber daß sie, wenn sie notwendig sein sollte, als ein notwendiges Übel bezeichnet werden muß, das wagt heute wohl niemand mehr zu bestreiten. Daß eine Einrichtung, die sich, mit dem Oberstaatsanwalt zu sprechen, gebrochener Existenzen bedienen muß, reformiert werden könne, glauben wir nicht; die praktische Wirkung des Prozesses kann also nur darin bestehen, daß man die Thätigkeit dieser unglückseligen Behörde möglichst einschränkt.

Dem Laien wird sich bei aller Ehrfurcht vor der überlegenen Weisheit und Sachkenntnis der Staatsmänner von Fach immer wieder die Frage aufdrängen, die der Reichsbote aufwirft, „ob nicht dieses System mehr schadet als nützt, indem es die Gefahren, vor denen es den Staat schützen soll, erst erzeugt.“ Wir wiederholen, daß wir überhaupt die unserm Staate drohenden innern Gefahren nicht tragisch nehmen. Die jämmerliche Regierung eines Staates, der nur ein Kunstprodukt der Diplomatie ist, kann durch einen Pöbelaufstand weggefegt, und ein solcher kann durch einen Zeitungsartikel oder durch eine Aufführung der Stummen von Portici hervorgerufen werden; aber ein Staat, der, so viel auch viele im einzelnen daran auszusetzen haben, im ganzen doch auf dem Willen der Mehrheit eines großen, starken und gebildeten Volkes ruht, ein solcher Staat wird weder durch Zeitungsartikel, noch durch geheime Ränke umgeworfen, selbst nicht durch die der politischen Polizei. Aber schädlicher, weil Korruption verbreitend, bleiben diese immerhin als z. B. die Arbeiterbewegung, der als einer höchst staatsgefährlichen Sache die politische Polizei bisher ihre Thätigkeit vorzugsweise gewidmet hat. Diese Bewegung ist ihrem Wesen nach nichts andres als das Aufstreben der untern

Schichten, und dieses Aufstreben ist ein Beweis für die in diesen Schichten noch vorhandne physische, geistige und sittliche Kraft. An Kraft geht kein Volk zu Grunde, wohl aber an Schwäche; wenn sich die Massen in eine unwürdige Lage fügen, in der sie geistig und leiblich verkommen, dann ist es Zeit, für den Staat, für das Volk zu fürchten; bei einem ernstesten Zusammenstoße mit einem Nachbarvolke wird es seine Unabhängigkeit schwerlich behaupten. Lohnkämpfe bedrohen den Staat gar nicht. Der bedrohliche Anspruch wird ihnen erst durch falsche Maßregeln der Behörden verliehen. Hätte sich ein großer Streik der Hafenarbeiter in Kiel oder in Stettin ereignet, so würde wahrscheinlich Militär und eine große Polizeimacht aufgeboden worden sein, das würde zu Zusammenstößen geführt haben, und dadurch würde dem Ausstände das Brandmal eines kleinen Aufstandes aufgeprägt worden sein. Die Senatoren des ganz aristokratischen Hamburgs aber, obwohl sie es schmerzlich genug empfinden mögen, daß ihre Stadt im Reichstage von Sozialdemokraten vertreten wird, haben sich doch von dem liberalen Geiste, der einer reichen Handelsrepublik geziemt, so viel bewahrt, daß sie auf dergleichen Mittelchen verzichtet, für Militär gedankt und keine aufreizende Polizeimacht entfaltet haben. So haben denn die Arbeiter beweisen können, daß sie in keinem Sinne staatsgefährlich sind, die Hamburger Großhändler aber haben bewiesen, daß sie an Einsicht über dem Durchschnitt der deutschen Unternehmer stehen. Die englischen hat vor zweiundvierzig Jahren Dickens gar reizend geschildert in Herrn Bounderby von Coketown, der darüber klagt, daß seine Arbeiter ein undankbares, widerspenstiges Pack und beim besten Mokka und Rindfleisch stets unzufrieden seien, und daß sie Schildkrötensuppe mit goldnen Löffeln essen wollten. Nirgends in der Welt, meint Dickens, giebt es ein so zerbrechliches Porzellan, wie das ist, aus dem die Spinner von Coketown bestehen; man mag sie anfassen, so vorsichtig man will, so zerbrechen sie. Sie gehen zu Grunde, wenn sie die Fabrikkinder in die Schule schicken sollen, sie gehen zu Grunde, wenn der Staat Fabrikinspektoren ernennet, die es nicht ganz in der Ordnung finden, daß die Arbeiter von den Maschinen in Stücke gerissen werden. Sie drohen, daß sie lieber ihr Vermögen in den Atlantischen Ozean werfen, als unter solchen Umständen fortarbeiten lassen wollen. Doch sind sie zu patriotisch, diese Drohung, die den Minister des Innern heftig erschreckt hat, auszuführen. „Und so liegt es denn dort im Nebel, ihr Vermögen, gedeiht und vermehrt sich.“ Nun, die englischen Unternehmer haben sich seitdem diese Redensarten ein wenig abgewöhnt; die deutschen stehen vielfach noch auf dem Standpunkte der damaligen englischen und gehen sogar in einer Beziehung noch weiter: sie schieben statt ihrer eignen werten Person den Staat unter und stellen diesen als ein Porzellangefäß hin, das bei jeder Erschütterung des Gewerbelebens zu zerbrechen drohe. Für einen Schaden für den Staat würden wir es halten, wenn die Hamburger Verhältnisse dahin führten, daß der alte, tüchtige Stamm der dortigen Hafenarbeiter in ein Lumpenproletariat umgewandelt würde, wie es die Londoner Dockarbeiter sind. Der Ausstand ist unzweifelhaft auch ein Widerstand gegen dieses den Leuten drohende Schicksal. Wie vorsichtig man die Angaben der Unternehmerorgane aufnehmen muß, beweist der Umstand, daß sich selbst die Minister durch hohe Lohnzahlen haben täuschen lassen, die bekanntlich daraus entstanden sind, daß der Schauer mann bei vierundzwanzig- und sechsunddreißigstündigen Schichten Gehilfen zur Ablösung braucht, deren Lohn mit auf seinen Namen eingetragen wird. Römische Leute, diese Schauer männer, schreibt die Frankfurter Zeitung: dreizehn Mark kriegen sie für den Tag, und fünf Mark — fordern sie.

Die Arbeitslosigkeit im deutschen Reich. Das kaiserliche statistische Amt hat jetzt für das ganze deutsche Reich die Ergebnisse der beiden Arbeitslosenzählungen vom 14. Juni und vom 2. Dezember 1895 nach einer sehr mühsamen und umsichtigen Bearbeitung veröffentlicht. (Ergänzungsheft zu Heft 4 der Vierteljahrshefte zur Statistik des deutschen Reichs, Jahrgang 1896. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.)

Es ist von Statistikern von vornherein vielfach bezweifelt worden, ob bei diesen Arbeitslosenzählungen überhaupt etwas rechtes herauskommen könnte. Die Zweifler haben durch den Erfolg insofern Recht bekommen, als in der That die gewonnenen Zahlen der Wirklichkeit nicht entsprechen. Sie sind überall viel zu hoch ausgefallen. Es ist das schon durch die bereits veröffentlichten Bearbeitungen der Arbeitslosenzählungen in mehreren Großstädten hinreichend erwiesen und auch das statistische Amt des Reichs sieht sich genötigt, zu erklären, daß — wie es sich ausdrückt — „die ermittelten Arbeitslosenzahlen den Charakter von Maximalzahlen haben, während der wirkliche Umfang der Arbeitslosigkeit im Vergleich zu diesen Zahlen niedriger zu veranschlagen ist.“ Die Reichsstatistik war natürlich nicht imstande, die an den Zähltagen gemachten Angaben sachlich zu prüfen. In einzelnen Großstädten hat man das aber wenigstens versucht und dabei, wie gesagt, festgestellt, daß sich in ganz erstaunlichem Maße zu viele Personen als arbeitslos angegeben hatten. In Hamburg zum Beispiel mußten etwa achtzehn Prozent der ursprünglich gezählten Arbeitslosen wieder ausgeschieden werden, anderwärts ist man noch strenger zu Werke gegangen, und trotzdem mußte man sich überall sagen, daß immer noch eine große Zahl von Personen, die an den Zähltagen nicht arbeitslos waren, in den übrig gebliebenen Arbeitslosenzahlen mitgerechnet worden ist. Von einer Aussonderung der Arbeitscheuen konnte für das Reich natürlich so gut wie gar nicht die Rede sein. Beurteilt man darnach die Zahlen der Reichsstatistik, so wird man sie gut und gern als um zwanzig Prozent übertrieben ansehen dürfen.

Aber auch so, wie sie sind, haben die Zahlen einen hohen Wert, ja für jeden ernsthaften, gebildeten, wahrheitsliebenden Mann in Deutschland eine ganz außerordentliche Bedeutung. Wer heute noch gesunden Verstand und Unabhängigkeit hat, Einseitigkeiten und Übertreibungen entgegenzutreten, selbst auf die Gefahr hin, damit bei den Gläubigen der Marx'schen Dogmen und bei den sozialdemokratisch verbildeten Massen anzustoßen, der wird die Ergebnisse dieser deutschen Arbeitslosenzählungen mit Freuden als einen vernichtenden Schlag gegen die verhängnisvollen Übertreibungen und Wahnvorstellungen begrüßen, in die man in neuerer Zeit bei dieser Frage immer mehr und mehr hineingeraten ist.

Einer Gesamtbevölkerung von 51 770 284 standen am 14. Juni 1895 im ganzen 179 004 „angebliche“ Arbeitslose, 132 737 männliche und 46 267 weibliche, gegenüber, und am 2. Dezember im ganzen 553 640 Arbeitslose, 400 017 männliche und 153 623 weibliche. Gewiß bedeutet eine halbe Million Arbeitsloser eine Fülle von Elend und Not, und die Leiter der deutschen Politik, der innern wie der äußern, haben angesichts dieser Zahlen sicher kein Recht, noch weiter in dem Laisser-aller gegenüber der mächtig anschwellenden deutschen Arbeitskraft, die nach Raum und Gelegenheit zur Bethätigung im Lande und draußen verlangt, zu verharren. Aber nimmermehr geben diese Arbeitslosenzahlen denen Recht, die die heutige Wirtschaftsordnung, das kapitalistische „System,“ oder wie sie es sonst nennen wollen, als den Grund einer unerträglichen Massenarbeitslosigkeit hinstellen und daraus die Notwendigkeit des Umsturzes dieses „Systems“ zu Gunsten von einem, Gott weiß welchem, andern folgern.

Von den 553640 angeblichen Arbeitslosen kommen nicht weniger als 162472 auf die Landwirtschaft und Gärtnerei und 144889 auf das Baugewerbe, also ganze 307361 auf Gewerbszweige, die natürlich im Winter ruhen. Im Juni hatten sich nur 19204 Arbeiter in der Landwirtschaft als arbeitslos bezeichnet und im Baugewerbe nur 19208. Dabei waren unter den angeblichen Arbeitslosen der Landwirtschaft im Winter die Mehrzahl, d. h. 86041, Weiber. Im einzelnen kamen in den Berufsarten dieser Berufsabteilung an angeblich Arbeitslosen auf die Landwirtschaft im Juni 0,31 Prozent der Arbeiter, im Dezember 2,77 Prozent, auf die Gärtnerei im Juni 1,54 Prozent, im Dezember 6,19 Prozent, auf die (nicht landwirtschaftliche) Tierzucht im Juni 0,22 Prozent, im Dezember 3,15 Prozent, auf die Forstwirtschaft im Juni 0,64 Prozent, im Dezember 3 Prozent, auf die See- und Küstentischerei im Juni 0,96 Prozent, im Dezember 14,54 Prozent. In der ganzen Berufsabteilung B, „Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen“ waren im Juni thätig 6506845 Arbeiter und davon als angeblich arbeitslos gezählt 97782. Im Dezember sind 274625 Personen als arbeitslos bezeichnet worden. Von diesen Arbeitslosen bleiben nach Abzug der zum Baugewerbe und seinen Anhängeln gehörigen im Juni 78574 und im Dezember 129736. Sieht man sich diese Arbeitslosen im einzelnen noch genauer an, so findet man für die Gewerbszweige mit mehr als 100000 Arbeitern im ganzen, abgesehen vom Baugewerbe, folgende Zahlen:

Es sind gezählt worden in den

Berufsarten	Arbeiter (14. Juni 1895)	davon	Arbeitslose	
			im Juni Prozent	im Dezember Prozent
Hüttenbetriebe	148633		0,54	0,47
Stein- und Braunkohlen, Koks	325391		0,41	0,64
Groß- und Hufschmiede	132808		1,43	2,49
Schlosserei	271853		2,30	2,88
Maschinenbau usw.	138044		1,29	1,53
Spinnerei und Spulerei	167523		0,57	0,76
Weberei	406648		0,57	0,72
Tischlerei	250772		1,98	2,60
Bäckerei	140893		3,19	4,26
Fleischerei	107394		3,60	4,41
Tabakfabrikation	135319		0,81	0,94
Näherinnen	129314		2,65	4,78
Schneider und Schneiderinnen	233752		2,01	3,46
Schuhmacherei	186440		1,27	2,09

Die ganze Berufsabteilung C, „Handel und Verkehr.“ in der im Juni überhaupt 1494954 Arbeiter gezählt wurden, hatte im Juni 26180 und im Dezember 41994 angebliche Arbeitslose. Allein auf den Waren- und Produkthandel kamen 520646 Arbeiter mit 2,46 Prozent Arbeitslosen im Sommer und 2,86 Prozent im Winter, auf den Eisenbahnbetrieb 257179 Arbeiter mit 0,13 Prozent und 0,18 Prozent Arbeitslosen, auf die Beherbergung und Erquickung 316951 Arbeiter mit 1,87 Prozent und 3,73 Prozent Arbeitslosen. In der Berufsabteilung D, „Häusliche Dienste (einschließlich persönliche Bedienung), auch Loharbeit wechselnder Art,“ waren im ganzen 1771807 Arbeiter thätig mit 30907 Arbeitslosen, darunter 19253 Weibern, im Juni, und 68423, darunter 34118 Weibern, im Dezember. Und endlich in der Berufsabteilung E, „Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufsarten“ wurden gezählt im ganzen 649039 Arbeiter mit 4931 Arbeitslosen im Sommer und 6126 im Winter.

Wer in aller Welt wird aus diesen Zahlen eine Massenarbeitslosigkeit als Folge des angeblichen modernen Kapitalismus in Deutschland herauslesen können, wenn er noch gesunden Verstand und Liebe zur Wahrheit hat? Man hätte die Arbeitslosigkeit doch ja nicht mehr in dem Maße, wie man seit etwa fünfzehn Jahren zu thun angefangen hat. Die Zahl der Arbeitslosen, wie wir sie hier kennen lernen, legt uns vor allem die Pflicht auf, wieder streng der Arbeitslosen, der Trägheit, dem Leichtsinne und der Unbeständigkeit, zumal unter den jüngern Altersklassen, entgegenzuarbeiten; im allgemeinen sind — sehr zahlreiche bedauerenswerte Ausnahmen immer zugegeben — die im Jahre 1895 gewonnenen Arbeitslosenzahlen ganz gewiß nicht allzu verschieden von den Verhältniszahlen derer, die selbst, wenigstens zum Teil, schuld sind an ihrer Arbeitslosigkeit, und denen kein vernünftiger Menschenfreund die bittere Arznei der Folgen ihrer Schuld wird ersparen können.

Welchen Anteil die selbstverschuldete Arbeitslosigkeit an unjeren Zahlen hat, das wird natürlich in Zahlen niemals festgestellt werden können. Die Frage nach dem „Grunde,“ die man bei beiden Zählungen gestellt hatte, ist nur insofern erfolgreich gewesen, als man die wegen „vorübergehender Arbeitsunfähigkeit“ Arbeitslosen von den aus „andern Gründen“ Arbeitslosen trennen konnte. Aber die vorübergehend Arbeitsunfähigen, d. h. hauptsächlich die Kranken, gehören überhaupt nicht zu den Arbeitslosen in dem hier geltenden sozialpolitischen Sinne. Sie sind natürlich auch nicht mit in den oben mitgeteilten Zahlen enthalten. Die Reichsstatistik hat sich mit weitern Gründen nicht befaßt, aber auch soweit dies von einzelnen Großstädten geschehen ist, sind die Antworten meist ohne besondern Wert für die Erkenntnis des eigentlichen sozialen Grundes der Arbeitslosigkeit, vollends der Verschuldung des Arbeiters oder des Arbeitgebers, geblieben.

Wir begnügen uns heute mit diesen wenigen Bemerkungen über diesen ersten Versuch einer amtlichen Arbeitslosenzählung. Schon die nächste Zeit wird wohl zeigen, wie sich die verschiedenen sozialpolitischen Parteien mit seinem Ergebnis abfinden.

Das dankbare Publikum. Es ist im Leipziger Gewandhauskonzert. Ein Oratorium von Händel wird aufgeführt. Die „ältesten Leute“ können sich nicht besinnen, daß dieses Oratorium jemals aufgeführt worden sei. Und es ist eine wahrhaft glänzende Aufführung. Das Orchester spielt herrlich wie immer, sechs Solisten, zum Teil weither verschrieben, aus Frankfurt, aus Wien usw., sitzen in festlicher Kleidung vorn auf dem Podium, bieten ihr Bestes und überbieten einander in edelm Wett-eifer. Und dazu ein Chor von Sängern und Sängerinnen, wie man sich ihn suchen soll: lauter musikalische Leute, die mit vollem Verständnis und größter Begeisterung bei der Sache sind. Die wundervollen Händelschen Chöre, wundervoll gesungen, sind der Glanzpunkt des Abends. Was hat sichs aber auch dieser wackre Chor für Mühe kosten lassen! Ein Vierteljahr lang sind Herren und Damen, Alt und Jung Woche für Woche in die Proben geeilt, haben sich durch Wind und Wetter nicht abhalten lassen. Die Studenten, die dabei sind, haben Kolleg und Seminar versäumt, um nur in keiner Probe zu fehlen.

Das Konzert ist zu Ende. Das verehrte Publikum tätschelt, wie üblich, mit den Fingerspitzen der rechten Hand ein bißchen in die linke Handfläche und drängt sich dann in seinem Staat die Treppen hinunter. Da sagt ein gepuzter junger Herr zu einem neben ihm gehenden gepuzten jungen Dämchen: „Ach wissen Se, die Leute im Chor, die singen doch bloß mit, daß se nur e mal den Gewandhaus-saal zu sehen kriegen!“

So geschehen Donnerstag den 10. Dezember 1896. Wie wird sich ein zukünftiger Geschichtschreiber des zweiten Jahrhunderts der Gewandhauskonzerte freuen, wenn er diesen Beitrag hier findet!



Litteratur

Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1866. Von Th. Schiemann. München und Leipzig, N. Odenbourg, 1896. VIII u. 270 S. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, 1. Band)

Ein gutes, warm empfundenes und lebendig geschriebenes Buch über einen herrlichen Gegenstand! Aus reichen und lauteren Quellen, den Mitteilungen von Verwandten und Altersgenossen über Treitschkes Jugend, vor allem aus seinem Briefwechsel mit dem Vater, dem Generalleutnant Eduard von Treitschke († 1867) schöpfend, hat Schiemann den Anfang zu einer Biographie des großen Historikers und Publizisten gegeben, der vor allem unsrer akademischen Jugend und denen, die jene Jahre zugleich mit ihm erlebt haben, nicht genug zu aufmerksamstem Lesen empfohlen werden kann. Denn der in mancher Beziehung interessanteste Teil dieses an Freuden und Schmerzen gleich reichen Lebens, das Werden und Reifen des Knaben zum Jüngling, des Jünglings zum Manne, liegt hier offen vor uns, und dies Dasein ist ein fortgesetzter, schwerer Kampf. Seit dem ersten Jahre schon hatte der Knabe mit jenem verhängnisvollen Gehörleiden, der Folge einer Masernerkrankung, zu ringen, das, trotz mancher scheinbaren Besserung durch zuweilen quälende Kuren, schon in der Studentenzzeit zur Schwerhörigkeit, endlich zur Taubheit führte. In den schönsten Jahren sah sich der lebensfrohe, mittelste und leidenschaftlichste der Menschen von dem ungewollten Verkehr mit seinen Altersgenossen fast ausgeschlossen, und selbst den Vorlesungen konnte er nur selten folgen. Nur mit eisernem Fleiß vermochte er zu erringen, was andern mühelos zufiel, er mußte verzichten auf den vollen, ungestörten Genuß studentischen Lebens, so froh er sich dem Burschendasein in Bonn hingab. Doch im beständigen Ringen mit Mißmut und Sorge kämpfte er sich endlich zu der Erkenntnis durch, daß, wie ihn Steins Beispiel lehrte, das höchste Glück in der Pflichterfüllung liege. Einen zweiten Kampf hatte er zu bestehen zwischen seiner sehr starken Neigung zur Dichtkunst, für die er ohne Zweifel hohe Begabung hatte, und zur akademischen Laufbahn, für die er sich erst 1857 entgeltig entschied. Aber der schwerste Kampf war doch der, den er mit seinem Herzblut ausfechten mußte, mit seinem innig verehrten „herrlichen“ Vater, dessen Andenken er die letzten Blätter gewidmet hat, die er schreiben konnte, und mit seiner heißgeliebten sächsischen Heimat, auf die er so stolz war. Denn in ihm lebte schon seit den Knabenjahren mit einer Leidenschaft, die vielleicht nur ein Nichtpreuße ganz verstehen kann, die Sehnsucht nach einem mächtigen einigen Deutschland, und seit seiner Studentenzzeit war es ihm klar, besonders durch Dahlmanns Einfluß, daß nur Preußen sie verwirklichen könne. Sein Vater aber, gut deutsch in seiner Weise, hing mit der Wärme und Pflichttreue des Offiziers an seinem Königshause und seinem Staate. Seitdem sich Treitschke im Januar 1859 habilitirt hatte, spitzten sich allmählich die Dinge immer schärfer zu, und als das „harte Jahr“ 1866 kam, da zerriß der Gegensatz die so innig verbundene Familie: